Der Fall Wilkomirski und die "condition postmoderne"

Autor(en): **Janser, Daniela / Kilchmann, Esther**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire**

Band (Jahr): **7 (2000)**

Heft 3

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-19460

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

DER FALL WILKOMIRSKI UND DIE «CONDITION POSTMODERNE»

DANIELA JANSER, ESTHER KILCHMANN

Zum Jahreswechsel 1994 – dem Jahr, in dem Wilkomirski sein Manuskript bei Suhrkamp deponiert – gelangt eine Hollywood-Produktion in die Kinos, die als Darstellung der «historischen Wirklichkeit» des Holocaust gefeiert wird: Steven Spielbergs dokumentarisch verbrämter Schwarzweiss-Spielfilm *Schindler's List.* Der Streifen wird zum Publikums- und Kritikererfolg und die Beurteilungskriterien sind verwirrend. Zuweilen wird der Eindruck vermittelt, es handle sich nicht um eine 50 Jahre später mit grossem Aufwand arrangierte Nachstellung der Ereignisse, sondern um ein Dokument, das so gut wie authentisch sei.

«Was wir da auf der Leinwand sehen und auch in vielen späteren Sequenzen noch sehen werden, wirkt *so authentisch, wie es Wirklichkeit nur sein kann.* Spielberg und sein Kameramann Janusz Kaminski scheinen alle Bilder, die sich von der Judenvernichtung des Dritten Reiches erhalten haben, in sich aufgenommen zu haben, um sie jetzt vor unseren Augen noch einmal lebendig werden zu lassen.»[1] Was in diesem Zitat – das sich beliebig um weitere ähnliche Aussagen ergänzen liesse – geschieht, ist paradoxerweise die Etablierung eines 1993 gedrehten Spielfilms als neue Referenz für Holocaust-Repräsentationen. Dabei wird die eigentliche Referenz verdeckt; der geschichtlich-geographische Ort der *Endlösung* gewissermassen *zerschrieben,* mittels eines Textes, der sich buchstäblich an Statt seiner einsetzt. Die Referenz, das «Ereignis selbst», kann ja als solches nie anwesend sein, da es sich dem Zugriff einer unmittelbaren Repräsentation entzieht und sich vom Diskurs letztlich nur durch eine Leerstelle markieren lässt. Diese wird hier aufgefüllt mit der Präsenz eines Machwerks, das seinen Repräsentationscharakter nicht mitreflektiert, einer künstlich generierten textuellen Wirklichkeit, welche die Illusion erweckt, der Vergangenheit habhaft zu sein.

Als ein knappes Jahr später die *Bruchstücke*[2] als späte, dennoch vermeintlich echte Erinnerungen eines Holocaust-Überlebenden erscheinen, wird in einigen enthusiastischen Rezeptionen prompt *Schindler's List* als absolute Bezugsgrösse referiert. Um den sensationellen Stellenwert und die Einzigartigkeit von Wilkomirskis Erinnerungen anschaulich zu machen, wird der Vergleich bemüht, es sei, wie wenn eines der umgebrachten Kinder aus dem Film überlebt

und nun seine Erfahrungen aufgeschrieben hätte.[3] Aus heutiger Sicht birgt diese Parallellektüre der *Bruchstücke* mit *Schindler's List* bereits eine unheimliche Vorwegnahme des Tatbestands der Fälschung: Wilkomirski – ein Überlebender wie aus dem Film, an dem nichts «echt» ist, ausser der perfekten Performanz, eine fleischgewordene Zelluloid-Figur, oder ein im eigentlichen Sinne des Wortes diskursiv erzeugter Körper.

Dieser Umstand markiert den Ausgangspunkt unserer Überlegung, inwieweit die strukturellen Ähnlichkeiten in Rezeption und Beschaffenheit der beiden Texte ein Licht werfen auf den aktuellen Umgang mit den Kategorien historischer Wirklichkeit, Erinnerung und Fiktion in Repräsentationen der Vergangenheit. Hat *Schindler's List* eine historische Referenzgrösse ersetzt und ist zum Massstab für Authentizität geworden, erklären sich auch Aussagen, die kurz nach Infragestellung der Echtheit der *Bruchstücke* durch Daniel Ganzfried aufgekommen sind. Aussagen, die argumentieren, es sei nicht so wichtig, ob Wilkomirski «da war». Spielberg war's auch nicht. In den Reaktionen auf den Film *Schindler's List* kündete sich auf breiter Basis sozusagen am Vorabend der *Bruchstücke* an, was bei Wilkomirski dann so erschreckte: Das Verschwimmen der Bedeutung von Begriffen wie Authentizität, historischer Wirklichkeit, Zeugnis und Fiktion – und damit der Zerfall dieser Kategorien.

KURZGESCHLOSSENE REZEPTION DER «FIKTION DES FAKTISCHEN»

Nachfolgende Überlegungen wollen die gegenwärtige Geschichts- und Gedächtnistheorie auf Momente abtasten, in denen die Möglichkeitsbedingungen eines Falles wie Wilkomirski angelegt sein könnten. Es handelt sich dabei nicht um den Anschluss an eine Kritik wie sie in letzter Zeit aus verschiedenen Richtungen in Mode gekommen ist,[4] sondern um das Orten von Stellen im Theoriegebäude, die der Präzisierung und Weiterschreibung bedürfen. Die seit einiger Zeit aktuelle Debatte um die (Un-)Möglichkeit Geschichte zu schreiben, ist geprägt von Polemiken und Gegenpolemiken, die sich nach Sitte des Genres aus vereinfachenden Missinterpretationen und selektiven Lektüren speisen. In einer (feuilletonistischen) Rezeption sehen wir uns mit begrifflichen Unsauberkeiten und problematischen Radikalisierungen konfrontiert, die sich als neue Schicht über die differenzierten Theorien der Grundtexte legen.

Postmoderne Kritik richtet sich als wissenschaftskritische Infragestellung objektiver Erkenntnis- und Beschreibungsmöglichkeit gegen eine Geschichtsschreibung, die «Quellen» als unmittelbaren Zugang zur Vergangenheit versteht und die Produktion derselben unter bestimmten Rahmenbedingungen

nicht mitreflektiert.[5] In der Einsicht, dass auf ein «Ereignis an sich» nicht zurückgegriffen werden kann, seine «Rekonstruktion» ein Trugschluss ist, da die Bezugspunkte immer schon textuellen Charakters sind, verschiebt sich das wissenschaftliche Interesse auf die Diskursebene.

Der historiographische Text ist nicht länger getreues Abbild einer Wirklichkeit, sondern ein «literarisches Artefakt».[6] Dabei gerät auch die grundlegende Unterscheidung zwischen Literatur und Geschichtsschreibung, Fiktion und Realität ins Wanken. Hayden White zeigt in seinen Untersuchungen zur Sprache der Historiographie, dass sich HistorikerInnen, wenn sie Geschichte schreiben, zwangsläufig bestimmter gegebener (literarischer) Formen bedienen.[7]

Diese «Fiktion des Faktischen» – so der Untertitel eines Hauptwerks von White[8] – wird oft dahingehend missverstanden, dass «Faktisches» fiktiv produziert werde. White aber führt aus, dass geschichtliche Ereignisse oder «Faktisches» zum Zweck sprachlicher Wiedergabe automatisch in bestimmte narrative – das heisst fiktionale – Strukturen eingebunden werden müssen, die dem Ganzen einen Sinn verleihen.[9]

In dem Masse aber, wie sich das Bewusstsein durchsetzt, dass Sprache keine transparente neutrale Konservierungslösung für Geschehenes ist, scheinen die Überlegungen eine Eigendynamik zu gewinnen. Auf der Ebene einer trivialen – da äusserst ungenauen – Rezeption finden Kurzschlüsse statt wie etwa derjenige, dass die *Unverfügbarkeit* über eine Vergangenheit «wie sie gewesen» die *Nichtexistenz* einer Vergangenheit überhaupt ausserhalb der Sprache impliziere.[10]

Betont werden soll an dieser Stelle, dass eine Verwischung in diesem Sinne bei White nirgends stattfindet, die tatsächliche Existenz der Ereignisse nie bestritten wird. «Die Historiker befassen sich mit Ereignissen, die mit bestimmten Zeit-Raum-Konstellationen in Verbindung gebracht werden können, Ereignissen, die im Prinzip beobachtet oder wahrgenommen werden können (oder konnten). Die Literaten hingegen [...] befassen sich sowohl mit solchen als auch mit vorgestellten [...] Ereignissen. Es geht nicht darum, worin sich die beiden Arten von Ereignissen, mit denen Historiker und Literaten befasst sind, ihrem Wesen nach unterscheiden.»[11] Nachdem historischer und literarischer Diskurs auf der Suche nach Ähnlichkeiten Gefahr laufen, gleichgesetzt zu werden, stellt sich – gerade im Hinblick auf das Phänomen Wilkomirski – die Frage, inwieweit es heute wieder wichtig wäre, über die Differenzen nachzudenken.

LESBARKEIT GLEICH SCHREIBBARKEIT?

Im Zuge des *linguistic turn* wurde in Abgrenzung und in einem Prozess des Weiterdenkens an den Rändern der Historiographie nach einem neuen Umgang mit der Vergangenheit gesucht. Dabei entstand aus Geschichtswissenschaft und herkömmlichen Textwissenschaften – vor allem der Literaturwissenschaft und der Psychoanalyse – eine Gedächtnistheorie, die mittels Analogien zwischen dem individuellen und einem kollektiven kulturellen Gedächtnis alternative Vergangenheitskonzeptionen erarbeitet. An die Stelle einer rückschliessbaren Vergangenheit tritt Gegenwart, die sich Vergangenheit unaufhörlich neu erschafft, indem sie sie erinnert. «Die Vergangenheit nun, das ist unsere These, entsteht überhaupt erst dadurch, dass man sich auf sie bezieht. […] In der Erinnerung wird Vergangenheit rekonstruiert.»[12]

Der Ansatz, Vergangenheit restlos in Abhängigkeit eines Beobachters zu stellen, bei gleichzeitiger Auffassung der Erinnerung als einer im Moment konstruierten Vergangenheit, entfaltet in einer Loslösung von anfänglichen Thesen eine bedenkliche Eigendynamik. Das Problem von Verkürzungen wie, «um es gleich vorweg zu nehmen: Authentische Erinnerung gibt es nicht»,[13] liegt nicht darin, dass sie im Prinzip nicht richtig wären, sondern dass notwendige Differenzierungen und Begründungen nicht mehr mitgeliefert werden. Solche Vereinfachungen münden in problematische Rezeptionsrichtungen, die letztlich auf eine Abschaffung der Vergangenheit oder der Realität ausserhalb des Zeichens hinauslaufen. In gewisser Weise bekommen wir mit Wilkomirski die Rechnung für das unsaubere Arbeiten mit den skizzierten Denkfiguren präsentiert: Will die Dekonstruktion eigentlich die Gegensätze zwischen «Faktischem» und «Erinnertem» auflösen, behält eine Trivialrezeption sie bei, indem sie eine Umwertung vollzieht: Was in diesem Fall heisst, dass der Schwerpunkt nicht mehr beim «Faktischen», sondern ausschliesslich beim «Erinnerten» angesetzt wird. Exzessiv wird dieses Muster vom Autor der *Bruchstücke* betrieben.

«Das Dokument, das ich in Händen halte […] gibt den 12. Februar 1941 als mein Geburtsdatum an. Aber dieses Datum stimmt weder mit meiner Lebensgeschichte noch mit meinen Erinnerungen überein. […] Die juristisch beglaubigte Wahrheit ist eine Sache, die eines Lebens eine andere.» (143) Was sich im Nachwort der *Bruchstücke* ankündigt, erscheint zugespitzt in Wilkomirskis Reaktion auf den Fälschungsverdacht wieder: «Ich kann also nur diese Erinnerungen einer nahtlosen schweizerischen Identität entgegenhalten. […] Was ich weiss, das genügt mir. […] Niemand muss mir Glauben schenken.»[14]

Angesichts eines unkontrollierbaren Zerfalls der Kategorien Wahrheit – Realität – Fiktion beginnt die Suche nach einer Möglichkeit, hier einen Riegel zu

schieben. «So wichtig mir die Feststellung ist, dass Erinnerungen stets in der Gegenwart und unter deren spezifischen Bedingungen rekonstruiert werden, so wenig kann ich mich mit der anschliessenden These abfinden, dass Erinnerungen ausschliesslich von der Gegenwart abhängen.»[15] Als neue geeignete Bezugsgrösse für Authentizität etabliert die postmoderne Theorie den Körper: Ihm wird bis zu einem gewissen Grade Unmittelbarkeit zugebilligt, da sich ihm Erlebtes in Erinnerungsspuren einschreibt, die entziffert werden können. So entsteht das Konzept der Lesbarkeit: Am Körper selbst wird *lesbar,* was sprachlich nicht artikulierbar ist; es ist die «Bewegung der Kultur selbst, die an den Körpern sich vollzieht, sich in sie einschreibt und sie bearbeitet».[16]

Im Konzept der Einschreibung bestätigt sich der für die Gedächtnistheorie grundlegende Pakt zwischen Literaturwissenschaft und Psychoanalyse. Der Folterapparat in Kafkas Erzählung «In der Strafkolonie», der dem Verurteilten das Gebot, das er übertreten hat, mit Nadeln ins Fleisch ritzt, es ihm *auf den Leib schreibt,* ist zur kulturwissenschaftlichen Ikone dieses Konzepts geworden. Die Problematik vieler erinnerungstheoretischer Überlegungen aus dem Umfeld der Kulturwissenschaften sehen wir darin, dass an literarischen Beispielen erarbeitete Thesen vielfach kommentarlos ins «Reale» übernommen werden, wobei eine Übereinanderblendung mit den Erfahrungen traumatisierter Menschen stattfindet.

Wir stossen hier wieder auf den Vorgang, dem unser Hauptaugenmerk gilt, nämlich der vereinfachenden Ersetzung der «Realität» durch einen (literarischen) Text samt seinen fiktionalen Gesetzen und Mechanismen, und kommen damit auf unsere Ausgangsthese zurück, derzufolge das Phänomen Wilkomirski als Symptom dieser Verwischungen zu orten ist. Dies lässt sich beispielsweise anhand der einzigen akademischen Primärrezeption von Wilkomirski, die uns bekannt ist, nachweisen. In der literaturwissenschaftlichen Abhandlung wird aus heutigem Blickwinkel die latente Problematik der postmodernen Gedächtnistheorie explizit. Angefangen mit dem eben besprochenen Vorgang, Realität durch (literarische) Texte zu ersetzen, wird hier nicht nur das Buch *Bruchstücke,* sondern auch die Person Wilkomirski beziehungsweise sein Leben entlang der gleichen (literarischen) Linien gelesen. «Erst im Nachlass seiner Adoptiveltern fand er, versteckt im Keller, den Löffel aus dem Lager, Geldscheine aus dem Ghetto, verpackt in einer Schachtel.»[17] Das «grosse Verdrängen» gerinnt an den Rändern zu Gegenständen – was die Adoptiveltern Zeit ihres Lebens nicht wahrhaben wollten, findet sich nach deren Tod im Keller der Zürichbergvilla – ein Bild von romanhafter Genauigkeit. Wie Geldscheine durch zwei Vernichtungslager (und diverse Waisenhäuser) in diesen Zürcher Keller gelangt sein sollen, bleibt aber unklar, einmal abgesehen davon, dass Wilkomirski laut *Bruchstücke* nie im Ghetto war. Auf den Schwachpunkt

solcher Überlegungen weisen bei genauer Lektüre Passagen des Essays hin, die aus heutiger Sicht erstaunen, weil darin eigentlich schon die ganze spätere Debatte angelegt ist.

«Wenn Wilkomirskis Buch auch als Zeugnis dafür gelesen werden kann, wie die Geschichte im Phantasmatischen zu verschwinden droht»[18] –, dieser Satz ist hier so zu verstehen, dass die eigene Erinnerung an Geschehenes Gefahr läuft, durch gesellschaftliche und individuelle Verdrängungsmechanismen zum Verschwinden gebracht zu werden. Heute ist die Sachlage genau umgekehrt: die «real abgespielte» Geschichte läuft – da sie keinen Realitätsprimat mehr für sich in Anspruch nehmen kann – Gefahr, in phantasierten Erinnerungen aufgelöst beziehungsweise beliebig umgeschrieben zu werden.

Die Authentizität des Überlebenden, die ja trotz allem für diese Überlegungen gewährleistet sein muss, wird einzig auf die Grösse (Körper-)Gedächtnis abgestützt, nachdem anderen Kriterien wie amtlichen Dokumenten oder der Frage nach geschichtlichen Ungereimtheiten in Fixierung auf «die» Erinnerung der Boden entzogen wurde. «Ausgehend von den zerbrochenen Bildern des Gedächtnisses, von Erinnerungsresten, szenischen Fragmenten, leiblichen Erinnerungen, Sprachresten [...], die im Gedächtnis bewahrt blieben, wie ein kaum entzifferbarer, von Lücken durchsetzter, teilweise überaus deutlicher, teilweise verschatteter oder überbelichteter Text, begann Wilkomirski Jahrzehnte später [...] seine Geschichte zu rekonstruieren.»[19] Spätestens mit Wilkomirski hat auch diese Gedächtniskonzeption ihre Unschuld verloren, und die im deutschen Raum wegen ihrer Attacke auf «den» Körper oft gescholtene Philosophin Judith Butler hat vielleicht doch so unrecht nicht, wenn sie Körper nicht länger als unmittelbare «Garanten» von Authentizität oder authentischer Identität akzeptiert, sondern vielmehr als performativ erzeugte und diskursive Konstrukte begreift.[20]

Was hier in den *Bruchstücken* als Bestätigung aller erinnerungstheoretischen Annahmen gefunden wird, ist eher *Produkt* der aktuellen Vergangenheitskonzeption. Gerade das restlose Aufgehen Wilkomirskis in diesen Konzepten ist nur möglich, dank der *textuellen* Wirklichkeit der *Bruchstücke,* dem Umstand, dass dieses Buch nicht auf realen, aussertextlichen Erfahrungen gründet, sondern auf einer von Texten geschaffenen Realität. Vergangenheit wird in «wechselseitiger Durchdringung von ‹Leben› und ‹geschriebenem Leben›»[21] erschrieben. Fatal ist die Löschung des Unterschieds von «Leben» und «geschriebenem Leben», denn im Reiche des frei flottierenden, nicht an ein «Reales» rückgebundenen Textes besteht die Möglichkeitsbedingung für Wilkomirski, das ungehinderte *Hinschreiben* auf einen phantasmatischen Ort Auschwitz, der sich über den geschichtlich und geographisch determinierten Ort des deutschen Vernichtungslagers legt. Was uns auf die ganz zu Beginn unserer Über-

legungen erwähnte Gefahr der Zerschreibung der Referenz zurückverweist. Wir sind heute an einem Punkt angelangt, an dem «man weiss, was eine gute Holocaust-Geschichte ausmacht».[22] Der Akt des Hinschreibens samt der «körperlichen Einschreibungen» des Phantasmas[23] sind bei Binjamin Wilkomirski Produkte eines Einlesens, in dem offensichtlich die Grenze zwischen Erfahrung und Leseerfahrung aufgehoben wird: Dass sich diese Verschwischung schon vor Wilkomirski vollzogen haben muss, führt uns zu *Schindler's List,* zurück.

«Da ist ein Mann am Werk, der sich alles zu eigen gemacht hat, was je über den Holocaust geschrieben, gefilmt und dokumentarisch aufgearbeitet worden ist, und es mit einer Wahrhaftigkeit und Intensität wieder gibt, als *sei er selbst ein Augenzeuge* des Schreckens gewesen.»[24] Ein Jahr später fällt auch die – ohnehin nur noch scheinhafte – Barriere zwischen Konjunktiv und Indikativ. Mit Wilkomirski stehen wir, so unsere These, vor dem Fait accompli einer in der Trivialrezeption postmoderner Theoriebildung angelegten Weiterführung der «Lesbarkeit der Welt» – ihrer Schreibbarkeit.

DIE STIMME AUS DER LEERSTELLE

Auf seiten der Nachgeborenen herrscht eine begreifliche und auch notwendige Scheu, Aussagen über KZ-Erfahrungen, über das konkrete Erleben, Leiden und Sterben der Opfer zu machen. Eric L. Santner schreibt in einem neueren Aufsatz davon, dass wir bei jedem neuen Versuch, der sich dem Thema «historiographisch oder ästhetisch» annähert, das Gefühl hätten, dass «das essentielle Ding» wieder verfehlt worden sei: "In response to each account our feeling is: this is not it."[25] Sowohl in klassisch historiographischen Arbeiten, die dem Ereignis mit nackten Zahlen und anderen logistischen Informationen beizukommen suchen, als auch in Fiktionalisierungen zum Thema, ja selbst in den Erzählungen von Überlebenden, erscheint die «eigentliche» KZ-*Erfahrung* als Leerstelle, etwas das sich unserem Zugang zu entziehen scheint. In diesem Sinn bezeichnet der Begriff *Leerstelle* Momente des nicht assimilierbaren Wissens oder genauer des Nichtvermittelbaren, da der Verständniszusammenhang durch die traumatische Überdeterminierung des Geschehenen gesprengt wird. Auschwitz als Ort einer «realen Erfahrung», als «Geschehenes» ist eine Black box, die uns nicht direkt zugänglich ist; auch nicht über «authentische» Zeugnisse.[26] Gleichzeitig wächst das Begehren, dieses Ereignisses habhaft zu werden, es gleichsam ad acta legen zu können; zum Beispiel in Form eines Zeugnisses, das sich als *der* Referenztext für das Leiden «so, wie es wirklich gewesen», einordnen und ruhigstellen liesse.

Im Bedürfnis nach einer Erzählung, die sozusagen aus dem Innern des Grauens kommt, sind wir scheinbar bei Wilkomirski und seinem Buch fündig geworden. Die enthusiastische Aufnahme, die Buch und Autor in der Öffentlichkeit erfahren haben, zeigt deutlich, wie gross das Verlangen nach einem derartigen Zeugnis war. Nun hat sich aber das Buch als Fälschung herausgestellt. Die Geschichte, die erzählt wurde, entspricht nicht Wilkomirskis real Erlebtem, sondern ist das Produkt eines sich über Jahre hinziehenden Schreib- und Identifkationsakts, der sich das zur Chiffre geronnene Faktum «Auschwitz» als imaginäre Heimat angeeignet hat. Entlang gewisser Parameter und Lücken in der historiographischen Forschung, Topoi der Theoriebildung und anderen Entwicklungen in der Rede über Auschwitz, hat Wilkomirski versucht, einer bis anhin weitgehend stumm gebliebenen Erfahrung – nämlich derjenigen eines Kleinkindes, das praktisch in die Verfolgungs- und Vernichtungsmaschinerie hineingeboren wurde und überlebt hat – eine Stimme zu verleihen. Allerdings, wie sich herausstellte, eine aus zweiter Hand konstruierte, artifizielle Stimme, die es in dieser Form wahrscheinlich weder geben wird noch kann. Es scheint, dass das *Vorhandensein* eines Narrativs, wie beunruhigend und erschreckend sein Inhalt auch immer sein mag, erträglicher ist, als die erdrückende Präsenz des Wissens um ein Geschehnis (die Vernichtung von Kleinkindern im KZ), ohne dass das Zeugnis eines Überlebenden dem Geschehenen qua Kodierung in einen narrativen Plot wenigstens eine formale Sinnstruktur verleiht.[27]

Die Rezeption – und natürlich auch die Komposition – der Bruchstücke beruhen keineswegs nur auf bekannten psychologischen Lektüremechanismen der Einfühlung und der genussvollen (Über-)Identifizierung, respektive dem vermeintlichen Mit-Leiden mit den Opfern. Solche phantasmatischen Anteile werden ergänzt durch Anleihen an ein weit grösseres und komplexeres diskursives Feld, an dem verschiedene Disziplinen und Medien beteiligt sind. In einer hauptsächlich akademischen Beschäftigung mit dem Thema werden vor allem Fragen der Darstellbarkeit sowie der Weitergabe der Erinnerung an den Holocaust verhandelt. Terrence Des Pres hat in einer polemisch gefärbten «Bestandsaufnahme» Ende der 80er Jahre gewisse «Regeln» des Redens und Schreibens über den Holocaust aus diesem theoretischen Diskurs herausdestilliert: "The Holocaust shall be represented, in its totality, as a unique event [...]. 2. Representations of the Holocaust shall be as accurate and faithful as possible [...]. 3. The Holocaust shall be approached as a solemn or even sacred event [...]."[28]

Diese Legitimationsgrenzen im Umgang mit dem Thema haben die Rezeption von Wilkomirskis Buch und seine Auftritte als Überlebender geprägt. Paradoxerweise sowohl vor wie auch nach der Veröffentlichung des Fälschungsverdachts. Zu Beginn wurde Wilkomirskis Buch aufgrund dieser drei Kriterien gelobt, in der Folge entlang derselben Argumentation auf das schärfste ver-

urteilt. Im Kontext des vorliegenden Falls scheint also eine Unzulänglichkeit von Des Pres Thesen auf, was damit im Zusammenhang stehen könnte, dass sie heute keine Zustandsbeschreibung darstellen, sondern vielmehr den Charakter von beschwörenden Formeln haben. Dies zeigt sich vor allem, wenn man den Blick für einen Moment von diesem hochsensibilisierten und anspruchsvollen Expertendiskurs abwendet. Gleichsam auf der Rückseite der hauptsächlich akademischen Beschäftigung mit dem Thema wuchert eine medial aufbereitete Populärkultur zu Auschwitz, die sich weitgehend von den obigen Normen gelöst hat. Wie wir schon im Zusammenhang mit *Schindler's List* aufzuzeigen versuchten, ist gerade der Fall Wilkomirski nur unter Einbezug solcher Zeitgeistcharakteristika zu verstehen.

GESCHICHTSVERLUST UND SELBSTHISTORISIERUNG

Bei den wissenschaftlichen Bemühungen, die das Vorhandensein von epistemologischen Zäsuren post-Auschwitz analysieren, scheint die Hinterfragung und Reflexion der eigenen Diskursbewegung in gewissen Fällen zu kurz gekommen zu sein. So ist im Bestreben, in der Folge des Zivilisationsbruchs die These vom Ende der *meta-récits*[29] durchzusetzen, die Rede über Auschwitz selbst zu einer Art Metaerzählung avanciert.[30] Auf der Kehrseite von Texten wie *Die Dialektik der Aufklärung* von Max Horkheimer und Theodor W. Adorno oder *Die Dialektik der Ordnung* von Zygmunt Baumann und von Jean-François Lyotards Konzeption der postmodernen Kondition avanciert die Rede über Auschwitz selber zum Meistersignifikant. Auschwitz funktioniert so als Referenz- und Kippunkt in Form einer negativen Allzweckbegründung; auch in der (Re-)Konstruktion der eigenen Lebensgeschichte.

Am Ursprung von Wilkomirskis *Bruchstücke*-Biographie steht eine Vermischung von «authentischer Traumerfahrung» und «Lebenserfahrung»: Seine Alptraumbilder wurden im Rahmen einer Psychotherapie als direkte «Abkömmlinge» einer realen Erfahrung interpretiert[31] und derart zur Urszene einer Erinnerung, die – wie wir heute wissen – immer schon zweiter Ordnung war. In einem jahrelangen Prozess wurden diverse Phänomene – besagte Alpträume, Angstphantasien, körperliche Symptome und Narben – mit dem Holocaust als alleinigem Referenz- und Fluchtpunkt erklärt. Durch Setzung dieses «Meistersignifikanten» als Kausalnexus erhielten alle Symptome plötzlich ein be(un)ruhigendes Erklärungsmuster, das als unanzweifelbare Tatsache praktisch jedes aktuelle Leiden zur Folgeerscheinung vergangener Untaten macht. Mit der Referenz «Holocaust» lässt sich plötzlich alles in ein einfaches Ursache-Wirkungs-Verhältnis eingliedern. Bei Wilkomirski geschah dies offen-

sichtlich mit einer Reihe von mehr oder weniger alltäglichen Begebenheiten, wie zum Beispiel der gescheiterten Ehe, den Verständigungsproblemen mit seinen Pflegeeltern und später seinen Kindern. Diese Erfahrungen wurden dahingehend interpretiert, dass die Umgebung nicht mit seinen Überlebendensymptomen umgehen konnte, seine wahre Identität als KZ-Überlebender zu verleugnen suchte und seine Geschichte zum Schweigen bringen wollte. Desgleichen wurde seine schwere Blutkrankheit als Spätfolgeerscheinung von medizinischen Experimenten im KZ gedeutet, seine Narbe an der Stirn als Resultat eines Gewaltakts im KZ.[32] Heute fällt an diesen «Schlussfolgerungen» vor allem auf, wie bereitwillig diese «Symptome» in einer Art «Kofabulation»[33] zwischen Patient und Therapeut als direkte Abbilder realer Begebenheiten interpretiert wurden. Vor allem die Traumbilder lieferten – im Widerspruch zu gewissen grundlegenden Einsichten der psychoanalytischen Traumdeutungs- und Erinnerungskonzeption – Wilkomirski und seinen Psychotherapeuten den schlüssigen Beweis für die KZ-Erfahrung, woraufhin alle weiteren Idiosynkrasien plötzlich ins Bild passten und die phantasmatische in eine real erlebte Biographie umkippte. Ein mögliches Erklärungsmuster für dieses Phänomen findet sich im Konzept des *False Memory Syndroms*. Hierbei wird ausgegangen von der psychoanalytischen Erkenntnis, dass Erinnerungen immer schon – teilweise – phantasmatisch konstituiert sind, ja sogar gänzlich erfunden sein können. Solche «falschen Erinnerungen» und Traumbilder können eine psychische Realität generieren, die in einer zirkulären Argumentation im Verlauf einer Therapie als «real Geschehenes» interpretiert wird, welches dann als «schlagende Ursachenerklärung eines jedweden Problems»[34] herhalten kann. Dabei wird vernachlässigt, dass zum Beispiel der Traum zwar Freuds Königsweg zur Entdeckung des Unbewussten sein mochte, aber niemals einfache, uncodierte «Mitteilungen» über die träumende Person enthält, sondern den Status einer entstellten Darstellung einnimmt.

Bei Wilkomirski kann dieser Prozess zusätzlich als eine Form von «Selbsthistorisierung» gelesen werden im Sinne der folgenden Passage die *in nuce* Brigitte Boothes Argument aus ihrem Aufsatz «Die Biographie – ein Traum» enthält: «Psychoanalyse ist eine Form der Selbsthistorisierung, eine Form der Bedeutungsverleihung, *neu* in einer Zeit, die alte Formen des Sichbegreifens für den einzelnen fragwürdig werden liess. Die zauberischen Mittel sind alt und neu. Alt: Es ist das Muster der grossen Tragödien. Neu: Die Konflikte sind in das metaphorische Innen einer dunklen Bühne hineinverlagert.»[35]

Im vorliegenden Fall wäre demnach das Muster, die grosse historische «Tragödie», die «Meistererzählung» «Holocaust»; genauer gesagt, die tragische Einzelgeschichte eines Überlebenden. Deren Verlauf ist mittlerweile in bekannten, gleichsam stromlinienförmigen Plotstrukturen kodiert und somit zitier-

und (ab)schreibbar geworden. Dadurch wird der persönlichen Vergangenheit ein gleichsam überindividueller, «historischer» Sinn verliehen.[36] Baudrillards «Essay über extreme Phänomene» *Die Transparenz des Bösen,* enthält im Kapitel mit dem sprechenden Titel «Nekrospektive» eine überspitzt formulierte, aber dennoch überlegenswerte Zeitgeistanalyse, die ein zusätzliches Erklärungsmuster bietet: «Da wir *heute* politisch, historisch verschwunden sind (das ist unser Problem) wollen wir beweisen, dass wir zwischen 1940 und 1945 in Auschwitz oder Hiroshima gestorben sind – das ist wenigstens eine starke Geschichte.»[37]

Im Anschluss an die These, dass der Diskurs über den Holocaust sozusagen durch die Hintertüre immer mehr den funktionalen Charakter eines *grand-récit* übernommen hat, möchten wir im Folgenden noch kurz eine andere Entwicklung diskutieren. Es geht um die Hypothese, dass auf der Kehrseite der Bestrebungen, Auschwitz nicht in einer festen Metapher einfrieren zu lassen, das heisst Auschwitz nicht im Sprachgebrauch in bestimmten – immer unzulänglichen oder unpassenden – Formeln ruhigzustellen und so zu normalisieren, das Geschehene selbst immer öfter metaphorisch gebraucht wird. Das Vergangene wird durch die Verwandlung in eine Metapher gleichsam versiegelt und in eine Skala der Vergleichbarkeit eingereiht, wo es vorerst den Status eines Absoluten eingenommen hat und als solches den Vergleich mit dem imaginär und religiös strukturierten «Hölle»-Begriff als Ort alles erdenklich Schrecklichen abgelöst hat. Diese problematische Rezeption und Aneignung von Auschwitz als Metapher für das Grauen an sich wird noch weiter verschärft, wenn in der Folge «Auschwitz» immer öfter zu einer Chiffre für Leidens- und Opferstrukturen im allgemeinen reduziert wird. Schaut man sich nun in diesem Kontext folgende Aussage Wilkomirskis an, die er im Gefolge der Fälschungsvorwürfe offenbar wiederholt Journalisten gegenüber gemacht hat, scheint es, dass hier eine weitere Stufe in der Banalisierung der Lagererfahrung erreicht wird: Sie verkommt zu einer simplen «Existenzmetapher». Auf die Frage, wie er sich fühle oder ob er bereit wäre, Stellung zu nehmen zu den Vorwürfen gegen ihn, soll er wiederholt gesagt haben: "Now I feel like I'm back in the camps."[38] Abgesehen von der krassen Trivialisierung zu einer *feel-bad*-Figur wird hier eine unmittelbare Präsenz und Zugänglichkeit der Lagererfahrung suggeriert. Eine solche Instrumentalisierung der KZ-Erfahrung zur Beschreibung und plakativen Überzeichnung einer nachträglichen Befindlichkeit kann dem real Geschehenen nur Hohn sprechen.[39]

NACHSATZ

Der Fall Wilkomirski zwingt die Öffentlichkeit, sich mit der Tatsache auseinandersetzen, dass die *Endlösung*, die wie kein anderes Geschehnis mit dem Attribut «unvorstellbar» verknüpft ist, heute mit Hilfe von immensen Archiven in Form von Büchern und Filmen und regelgeleiteten Metadiskursen scheinbar vergegenwärtigt werden kann und auch schreibbar geworden ist. Die (je singuläre) Überlebendenidentität kann auf eine sehr überzeugende Art und Weise performiert und konstruiert werden. Wie wir zu zeigen versuchten, ist eine solche – undeklarierte – Aneignung mit aktuellem theoretischem Instrumentarium praktisch nicht mehr zu erkennen, da sie sich in ihrer Genese eben dieses Instrumentariums bedient hat, das heisst mit anderen Worten, weil die Rezeption und die Komposition sich im Kontext derselben Zeitgeist- und Theoriestrukturen befanden. Wilkomirski erscheint so als Symptom einer Theoriebildung, in der Fiktion und Realität, Performanz und Identität ununterscheidbar ineinander überzugehen drohen. Ein Vorgang, der in der postmodernen Kondition angelegt ist: «Es gibt keine Fiktion mehr, der sich das Leben, noch dazu siegreich, entgegenstellen könnte – die gesamte Realität ist zum Spiel der Realität übergegangen. […] Deshalb können Schuld, Angst und Tod durch den vollkommenen Genuss der Zeichen für Schuld, Angst, Verzweiflung, Gewalt und Tod ersetzt werden.»[40] Nimmt man diese Aussage beim Wort, so ist – polemisch gesagt – Binjamin Wilkomirski ein Überlebender, ungeachtet historischer Gegebenheiten. Was in einer solchen Auflösung der Differenzen verloren geht, ist ein nicht sprachlich fassbares, referentielles Moment. Diese bequeme Ausblendung kann in letzter Konsequenz zur Verneinung von (vergangenem) Geschehen überhaupt führen. Gerade der Fall Wilkomirski führt mit eindringlicher Deutlichkeit vor, dass heute an diesem Punkt eingehakt, und nach Möglichkeiten gesucht werden muss, vom Diskurs nicht erfassbare Faktoren zu berücksichtigen, statt sie glattweg zu negieren. Letzteres ist Merkmal einer Trivialrezeption poststrukturalistischer Theorien, die statt der Neuverhandlung von Differenzen eine einseitige Umwertung der herkömmlichen Gegensatzpaare vornimmt. Deutlich wird dies an den Begriffen «Erinnerung» und «Fiktion», die innerhalb gewisser postmoderner Geschichts- und Gedächtnistheorien deckungsgleich wurden. «Nicht das, was passiert ist, ist für die Repräsentation im Gedächtnis entscheidend, sondern vielmehr, wer etwas erinnert und um welchen spezifischen Fall es sich handelt.»[41] Dieser Satz thematisiert eine Interessenverschiebung in der Beschäftigung mit der Vergangenheit, die Tatsache, *dass* etwas passiert ist, bleibt implizit selbstverständlich. Heute mehren sich die Stimmen, die darauf hinweisen, dass diese vermeintlich selbstverständlichen Grundlagen in Gefahr geraten. Gerade in Zusammenhang

mit der NS-Endlösung warnen sie davor, in einer Populärversion von «es gibt nichts hinter dem Diskurs», den «horror behind the words»[42] auszuschalten.

Anmerkungen

1 Klara Obermüller, «Kein Schlupfloch, um sich davonstehlen zu können», *Die Weltwoche,* 3. 3. 1994 (Hervorhebung von uns). – Der vorliegende Artikel ist die bearbeitete Fassung einer umfangreicheren Seminararbeit, die ursprünglich im Sommersemester 1999 am deutschen Seminar der Universität Zürich bei Prof. Dr. Michael Böhler geschrieben wurde. Sie wurde im Juli 2000 mit einem Studienpreis der Universität Zürich ausgezeichnet.
2 Binjamin Wilkomirski, *Bruchstücke. Aus einer Kindheit 1939–1948,* Frankfurt a. M. 1995; im Folgenden unter Angabe der Seitenzahlen zitiert.
3 Dale Neal, «Books», 2. 5. 1998 (Internet: Asheville Citizen-Times). Elena Lappin, *Der Mann mit zwei Köpfen,* Zürich 2000, 11.
4 Vgl. etwa mehrere Beiträge in der Zeitschrift *Merkur* 52, Sonderheft 9, *Postmoderne. Eine Bilanz,* Oktober 1998.
5 «Wir haben, was den historischen Text betrifft, gewissermassen unsere Unschuld verloren, und es ist […] klargeworden, in welchem Masse die Darstellung der Vergangenheit durch die verborgenen Tiefenstrukturen des dem Historiker vorliegenden Textes mitstrukturiert wird.» Frank R. Ankersmit, «Historismus, Postmoderne und Historiographie», in Wolfgang Küttler, Jörn Rüsen (Hg.), *Geschichtsdiskurs,* Bd. 1, Frankfurt a. M. 1993, 79.
6 Ankersmit (wie Anm. 5), 74.
7 Hayden White, «Der historische Text als literarisches Kunstwerk», in Christoph Conrad, Martina Kessel (Hg.), *Geschichte schreiben in der Postmoderne,* Stuttgart 1994, 127 f.
8 Hayden White, *Auch Klio dichtet. Die Fiktion des Faktischen,* Stuttgart 1986.
9 White (wie Anm. 7), 154.
10 Vgl. etwa das Pamphlet von Alan Sokal und Jean Bricmont, in *Merkur* (wie Anm. 4, 929), worin behauptet wird, die Postmoderne sei «die Ablehnung des Gedankens, dass Tatsachen existieren oder dass man sich auf sie beziehen könne».
11 White (wie Anm. 8), 121.
12 Jan Assmann, *Das kulturelle Gedächtnis,* München 1999, 31.
13 Hanno Loewy, Bernhard Moltmann, *Erlebnis – Gedächtnis – Sinn: Authentische und konstruierte Erinnerung,* Frankfurt a. M. 1993, 7.
14 Peer Teuwsen, «Niemand muss mir Glauben schenken» (Interview mit B. Wilkomirski), *Tages-Anzeiger,* 31. 8. 1998. Eine ähnliche Bewegung der Überbewertung eigener Erinnerung ist interessanterweise praktisch zeitgleich mit der Diskussion um die *Bruchstücke* in der Walser-Debatte zu beobachten. Auch Martin Walser geht es dabei um ein obskures Recht zur «eigenen Erinnerung». In seinem Roman *Ein springender Brunnen* etwa werden Kindheitserinnerungen als selig-unschuldiger Innenraum konstruiert, um den der braune Horizont herum gestanden hat. (Interview mit M. Walser, *Tages-Anzeiger,* 10. 10. 1998.) Etabliert wird eine Intim-Erinnerung, ein «Gewissen», das durch «äussere» geschichtliche Ereignisse nicht in Frage gestellt oder gar gerichtet werden kann: «Mit seinem Gewissen ist jeder allein.» (Martin Walser, «Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede. Dankrede zur Verleihung des Friedenspreises des deutschen Buchhandels», 20. 10. 1998, 4).
15 Aleida Assmann, «Stabilisatoren der Erinnerung – Affekt, Symbol, Trauma», in Jörn Rüsen, Jürgen Straub, *Erinnerung, Geschichte, Identität,* Bd. 2, Frankfurt a. M. 1998, 132.
16 Gilles Deleuze, Félix Guattari, *Anti-Ödipus,* Frankfurt a. M. 1977, 184.
17 Birgit Erdle, «Traumatisiertes Gedächtnis und zurückgewiesene Erinnerung», in Corina Caduff (Hg.), *Figuren des Fremden,* Zürich 1997, 161. Die zitierte Episode entstammt nicht den *Bruchstücken* und kann – da es sich offensichtlich um vom Autor andernorts Mitgeteiltes handelt – keinerlei literarischen Status beanspruchen.

18 Erdle (wie Anm. 17), 159.
19 Erdle (wie Anm. 17), 168.
20 Judith Butler, *Das Unbehagen der Geschlechter,* Frankfurt a. M. 1991, 215.
21 James Young, *Beschreiben des Holocaust,* Frankfurt a. M. 1992, 18.
22 Volkhard Knigge, «Heute weiss man, was eine ‹gute› Holocaust-Geschichte ausmacht», *Weltwoche,* 17. 9. 1998.
23 «Wie kann ich vergessen, was ich weiss. […] Wie können meine Narbe auf der Stirn und das höckerartige Überbein an meinem Hinterkopf nur die Folgen eines Traumes sein?» (139).
24 Obermüller (wie Anm. 1); Hervorhebung von uns.
25 Eric L. Santner, «Freud's Moses and the Ethics of Nomotropic Desire», *October*, Nr. 88, Cambridge 1999, 36.
26 Vgl. hierzu auch: «Das Konzentrationslager ist ausschliesslich als Literatur vorstellbar, als Realität nicht. (Auch nicht – und vielleicht sogar dann am wenigsten –, wenn wir es erleben.).» (Imre Kertész, *Galeerentagebuch,* Reinbek 1997, 253).
27 Vgl. White (wie Anm. 7), 131.
28 Terrence Des Pres, «Holocaust *Laughter*?», in Berel Lang (Hg.), *Writing the Holocaust,* New York 1988, 217.
29 In der Definition von Lyotard haben die Metaerzählungen «das Ziel, Institutionen, soziale und politische Praktiken, Gesetzgebungen, Ethiken, Denkweisen zu legitimieren». Jean-Francois Lyotard: «Randbemerkungen zu den Erzählungen», in Peter Engelmann (Hg.), *Postmoderne und Dekonstruktion,* Stuttgart 1990, 49.
30 «Der Überlebende wird belehrt, wie er denken muss, was er erlebt hat […].» – «Ein Holocaust-Konformismus entwickelt sich, ein Holocaust-Sentimentalismus, ein Holocaust-Kanon, ein Holocaust-Tabusystem und die dazugehörige zeremonielle Sprachwelt; […].» Siehe Imre Kertész, «Wem gehört Auschwitz?», *Die Zeit,* 19. 11. 1998.
31 Lappin (wie Anm. 3), 62 f.; die Entstehung des Buchs dokumentiert jetzt sehr präzis Stefan Mächler, *Der Fall Wilkomirski. Über die Wahrheit einer Biographie,* Zürich 2000 (rezensiert in diesem Heft, siehe den Besprechungsteil).
32 Vgl. Lappin (wie Anm. 3) und Philip Gourevitch, «The Memory Thief», *The New Yorker,* 14. 6. 1999.
33 Assmann (wie Anm. 15), 134.
34 Assmann (wie Anm. 15), 134.
35 Brigitte Boothe, «Die Biographie – ein Traum?» in Jürgen Straub, *Erzählung, Identität und historisches Bewusstsein,* Frankfurt a. M. 1998, 360.
36 Vgl. White (wie Anm. 7), 131.
37 Jean Baudrillard, *Transparenz des Bösen. Ein Essay über extreme Phänomene,* Berlin 1992, 104.
38 Lappin (wie Anm. 3), 21.
39 Diese Figur ist auch in den *Bruchstücken* schon zu beobachten. Vgl. folgendes Szenario im Schweizer Kinderheim: «… ich wollte fliehen von hier, ich wollte zurück, irgendwie. […] Ich konnte der unerträglichen, fremden Gegenwart nur entfliehen, indem ich in die Welt und zu den Bildern meiner Vergangenheit zurückkehrte. Zwar war sie mir *fast ebenso unerträglich,* aber sie war mir vertraut, ich kannte wenigstens ihre Regeln.» (63/64; Hervorhebung von uns).
40 Jean Baudrillard, «Die Simulation», in Wolfgang Welsch (Hg.), *Wege aus der Moderne. Schlüsseltexte der Postmoderne-Diskussion*, Weinheim 1988, 159.
41 Dan Diner, «Massenvernichtung und Gedächtnis», in Loewy, Moltmann (wie Anm. 13), 47.
42 Saul Friedländer, *Probing the Limits of Representation. Nazism and the «Final Solution»*, Cambridge 1992, 1. "The extermination of the Jews of Europe, as the most extreme case of mass criminality, must challenge theoreticians of historical relativism to face the corollaries of positions otherwise too easily dealt with on an abstract level." (2)